

Der Schweizerkönig

Autor(en): **Lavater-Sloman, Mary**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **10 (1934)**

Heft 33

PDF erstellt am: **20.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-754796>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

MARY LAVATER-SLOMAN

Der Schweizerkönig

ROMAN NACH HISTORISCHEN MOTIVEN UND PRIVATBRIEFEN
DES BASLER BÜRGERMEISTERS JOHANN RUDOLF WETTSTEIN

AUS MÜNSTER UND OSNABRÜCK

Copyright by Verlag Rascher & Co. A.-G., Zürich

Florian Wachter, ein ehrsamer Bürger von Schlettstadt im Elsaß, war ein Mann wie ein anderer, einer unter vielen. Um die Zeit des Dreißigjährigen Krieges, als Weinhändler nach Basel gezogen, lebte er unter den Bürgern dieser Stadt ein unauffälliges Kaufmannsleben, und hätte die Vorsehung nicht gerade ihn herausgegriffen, der Stein zu sein, der, auf dem Meer des Weltgeschehens aufprallend, Ring um Ringe zog, sein Name wäre schneller vergessen worden, als sein Leib zu Staub zerfiel. Als Urheber jener Schicksalskreise aber, die immerfort und unaufhaltsam wuchsen, hat seine Zufalls-gestalt sich durch drei Jahrhunderte in Akten, Briefen und Folianten lebendig erhalten.

Florian Wachter; wir wissen mehr von ihm als von vielen klugen Köpfen, die ungenannt am Werke der Zeit mitschufen. Wir kennen seinen Ehrgeiz, seine Erfolge, seinen Vermögensstand, seine Sorgen. Es ist uns aufbewahrt worden, daß der kalte Sommer 1640 seine schlaue Fingigkeit ansportete, den Ausfall an baselländischen Reben durch Wein aus seiner Elsässer Heimat zu ersetzen, und daß er eines schönen Oktobermorgens bei dem Basler Fuhrhalter Caspar Zelti Wagen und Pferde mietete und sie nach Schlettstadt, seinem Heimatorte, schickte, ihm den fehlenden Wein zu holen.

Wir kennen Punkt für Punkt Verlauf und Folgen dieses einfachen Geschäftes. Zunächst traf, eine Woche nach seinem Abschluß, kein Wein ein, sondern nichts als zer-schlagene Fässer, drei der sechs Pferde, zwei blutende Fuhrleute und ein Wagen mit notdürftig angelegten Rädern. Worauf Caspar Zelti seine Pferde, die ihm bei Rappoldswiler französischer Soldaten entführt haben, zurückverlangt, und Florian Wachter den Wein, der von ebendenselben Franzosen ausgetrunken wurde, von Caspar Zelti ersetzt wünscht, und zwar mit der Begründung, die Fuhrleute hätten den Wagen schlecht ver-dreht. Hart steht Forderung gegen Forderung. Der Fall wird dem Basler Gericht übergeben und nach Ver-lauf umständlicher Verhandlungen lautet der Spruch: Jeder soll seinen Schaden selber tragen. Dem Fuhrhalter werden weder Wagen noch Pferde ersetzt, und Florian Wachter soll nicht länger dem getrunkenen und ver-schütteten Wein nachtrauern.

Aber Florian Wachter will sich dem Urteil nicht beugen. Ihn wurmt es, daß die Basler Richter während des Prozesses den Wein in seinen Kellern haben arrestieren lassen. Nehmen die stolzen Bürger ihn nicht für ihres- gleichen: Soll er immer und ewig der »Zugezogene« bleiben? Nun wohl, will ihn das eidgenössische Basel nicht schützen, so wird das Reichskammergericht zu Speyer die Herren Räte und Richter daran erinnern, daß Basel immer noch dem Reiche hörig ist, und ihm, Florian Wachter, zu seinem Recht verhelfen.

Und was der Weinhändler in gekränktem Stolz ver-langt, das geschieht. Caspar Zelti wird nach Speyer vor das Reichskammergericht geladen. Die Obrigkeit Basels aber, von dem Fuhrhalter um Rat gefragt, ob er der Vorladung gehorchen müsse, schwitzt Angst um die Antwort, die sie erteilen soll, denn noch war kein Gras über die Affäre des Doktor Melchior ab Insula gewach-sen, der die Basler mit dem Reichskammergericht in peinlichste Verbindung gebracht. Gerade hatte man sich mit Mühe und Not auf die alten Freiheitsprivilegien zu-rückgerettet, und nun fällt es diesem hergelaufenen Wachter ein, abermals Basels ungeschriebene Rechte in Gefahr zu bringen. So ermuntert der Rat den Caspar Zelti, sich in Gottes Namen in Speyer zu stellen.

VORBEMERKUNG DER REDAKTION

Ein historischer Roman? Ausgerechnet heute, da die Gegenwart den Dichtern die guten Romanstoffe nur so aufdrängt? Ist das nicht verwerfliche Flucht in die Ver-gangenheit? Nein, keineswegs, gerade in unserem Falle nicht! Denn die Zeit, die unser Roman wieder aufleben läßt, war so maß- und richtunggebend für unser Land, daß alle Leser ganz von selbst die Brücke bauen zwi-schen Vergangenheit und Gegenwart und wahrnehmen, wie unmittelbar uns »Heutige« dieses längst vergangene Geschehen berührt. Ja, das war noch ein Schweizer, dieser Basler Bürgermeister Johann Rudolf Wettstein, ein Schweizer wie wir sie zu allen Zeiten und heute mehr denn je brauchen können: einfach im Leben, klar und zielsicher im Denken, zäh und ausbarrend im Han-deln. Ueber allen »Kantönligkeit« hob er sich empor und verfocht aus einer hohen Auffassung von Schwei-zerium heraus bei den Friedensverhandlungen von Münster und Osnabrück, die den Schlüsselpunkt hinter den Dreißigjährigen Krieg setzten, mit mannhafter Aus-dauer die endgültige Lösung der schweizerischen Eidgenossenschaft vom deutschen Reich. Großes Welt-geschehen und Einzelschicksale sind in unserem Roman zu einem farbigen Gemälde ineinanderverwoben. Ueber die internationalen Verwicklungen, die den geschicht-lichen Hintergrund ihres Werkes abgeben, spricht sich die Verfasserin wie folgt aus:

Seit der Ausbreitung der Revolution waren die euro-päischen Mächte in eine Periode von Religionskämpfen geraten, die sich endlich 1618, hundert Jahre nach dem Auftreten Luthers, zu dem gewaltigen Kriege verdich-teten, den Europa durch 30 Jahre auf deutschem Boden ausfocht. Die Kaiser aus dem streng katholischen Hause der Habsburger, von Spanien unterstützt, kämpften gegen die protestantischen Fürsten und Stände des Rei-ches, denen England, Holland und Dänemark zur Seite standen. Nach jahrelangen Siegen der kaiserlichen Par-tei trat Gustav Adolf von Schweden auf den Kriegs-plan und wurde durch eine Reihe von Erfolgen zur Stütze des Protestantismus. Erst nachdem er 1632 bei Lützen siegend gefallen war, wandte das Kriegsglück sich wieder dem Kaiser zu. Das Ende des Krieges schien erreicht, aber nun griff Frankreich, das bis dahin nur durch Zahlungen an die Protestanten auf die Zermür-bung der habsburgischen Macht hingearbeitet hatte, mit Heeresgewalt ein. Im Verein mit Schweden, den pro-tes-tantischen Fürsten und den selbstherrlichen Reichs-ständen schwächte es den Kaiser derartig, daß er ge-zwungen war, 1644 einen Friedenskongreß nach Mün-ster und Osnabrück einzuberufen. Die endgültigen Be-schlüsse aber, die auch die Stellung der Schweiz zum Reich umsaften, wurden erst 1648 unterzeichnet.

Einer unter den Ratsherren jedoch, Johann Rudolf Wettstein, warnt vor Nachgiebigkeit. »Gehen wir heute nach Speyer, so ist unsere Exemtion vom Reich in Wahrheit ein blutloses Wort, wie das Reichskammer-gericht es von je behauptet hat.« Aber der Rat bleibt ängstlich. Besagte Exemtion der Eidgenossenschaft vom Reiche stehe auf keinem Papier, zwar hätten die Kaiser seit den Schwabenkriegen die Befreiung der Schweiz von äußeren Gerichten stillschweigend hingenommen, aber

niemals ausdrücklich bestätigt. Nein, solange nicht Per-gament und Siegel die alten Rechte schützen, tun wir gut, nicht an den schwebenden Felsen zu rühren, den der erste feste Schritt auf uns herniederbringen könnte.

Wettstein aber kämpft mit aller Beredtsamkeit, das zähe Netz von Feigheit und Vorsicht zu zerreißeln. »Und besitzen wir weder Pergament noch Siegel«, ruft er am Ende des Wortgeflechtes aus, »so ist es Zeit, daß wir solches erwerben. Caspar Zelti ist Basler Bürger; was schert uns das Reichskammergericht? Keinen Schritt tun wir nach Speyer. Ist die Eidgenossenschaft frei, oder ist sie ein Glied des Reiches?«

Die Herren lächeln, Johann Brand streicht seinen lan-gen Bart; ob der Herr Rat Wettstein die Folgen tragen wolle, wenn Caspar Zelti der Vorladung nicht folgt und die Exemtion der Schweiz zur Diskussion gestellt wird? Und Felix Burckhardt fügt hinzu, Wettstein dürfe nicht vergessen, daß das Reich bei der leisesten Berührung seine Fangarme hervorschnellen würde, um die Eid-genossenschaft von neuem an sich zu reißen.

Wettstein schaut grübelnd über die Köpfe der Herren fort; das Recht ist ein allmächtiger Strom, geht es durch seinen Sinn, aber die Sandbänke der Furcht und Un-sicherheit teilen ihn in seichte, machtlose Rinnsale.

Aus diesen Gedanken heraus spricht er zu der Rats-versammlung, bis sein kühner Wille gesiegt und auch die Bedächtigen Basels Erscheinen in Speyer verwei-gern. Und die Folge? Von jenseits der Grenze trifft bald danach die Botschaft ein, daß für baslerische Güter, die rheinabwärts fahren, bei Speyer der Strom gesperrt sei, und zwar solange, bis die angeklagten Basler vor dem Reichskammergericht zu erscheinen geruhen.

Von diesem Tage an wanderte ein Schwall von Brie-fen und Akten zwischen Basel und Speyer hin und her, aber die Dinge rückten nicht vom Fleck. Monate ver-gingen, es vergingen Jahre; in der Basler Kaufmannschaft herrschte Sorge und Unmut über die stockenden Ge-schäfte, und Johann Rudolf Wettstein, den jede düstere Miene als Vorwurf traf, verbrachte schlaflose Nächte.

Zu Beginn des Sommers 1643 schlug er dem Rat vor, die Angelegenheit vor die gemeineidgenössische Tag-satzung zu bringen.

Der Vorschlag wurde angenommen, und so erreichte es Wettstein, daß in Baden, wo wenige Wochen später die Vertreter aller dreizehn Orte tagten, der Wächtersche Fall als Beispiel nicht baslerischer, sondern eidgenös-sischer Interessen aufgenommen wurde. Zugleich aber er-hob sich die sehr heikle Frage, mit welchem Druck kann die Schweiz sich das Reich zu Willen zwingen?

In die Vorschläge, behutsam und auf Umwegen an das Reich zu gelangen, fiel endlich Wettsteins scharfe Stimme:

»Wer einen Stier bändigen will, der packt ihn an den Hörnern und nicht an den Beinen«, darum dünke es ihn, ein Brief an den Kaiser selber wäre der geradeste Vorstoß zum Erfolg.

Die Herren Abgesandten sahen einander verblüfft an und dann, in Sport und Verwunderung, auf den Basler Bürgermeister. Aber wieder siegte Wettsteins unbeug-same Entschlossenheit. Der Brief an des Kaisers Majestät verließ Baden und die dreizehn Abgesandten kehrten, Spannung und Hoffnung im Herzen, in ihren Heimatort zurück, um dort von Woche zu Woche und von Monat zu Monat auf die Botschaft der Gerechtigkeit zu warten; aber Wien schwieg.

(Fortsetzung Seite 1030)

Als im folgenden Sommer die Tagsatzung sich abermals besammelte, würde ein zweites Schreiben an Ferdinand entsandt. Aber auch dieser Sommer verging, der Herbst zog vorbei, es fiel der erste Schnee und von der kaiserlichen Majestät kein Wort.

Da begann unter den Eidgenossen die Teilnahme für das Unrecht, das Basel vom Reiche geschehen, zu versichern und einzutrocknen. Nur Wettsteins zäher Wille ließ, was er einmal gepackt, nicht mehr aus den Händen. Herz und Augen waren bei den städtischen Angelegenheiten, aber das Ohr lauschte in die Ferne, nach dem Norden des deutschen Reiches, wo in Münster und Osnabrück die Abgesandten der großen Völker den schier ewigen Krieg zu beenden trachteten. Sein heller Verstand beobachtete gespannt Frankreich, den großen Verbündeten der Eidgenossenschaft, das nichts heißer erstrebte, als die Unterhöhnung der Habsburger Macht, und verfolgte jeden Schachzug des Kaisers, der wie ein Verzweifelter um die Erhaltung seiner Macht rang.

Zwischen diesen mächtigen Rivalen lag der Vorteil der Schweiz. Es galt, die Gunst Ferdinands zu erhöhen und das Wohlwollen Mazarins auszunützen, um das Reichskammergericht zu zwingen, seine Ansprüche an den Gehorsam einer eidgenössischen Stadt fallen zu lassen.

Aber wie klar der Weg vorgezeichnet schien, so schwer war er zu begehen. Als Wettstein und seine Gesinnungsgenossen auf Anraten Frankreichs die ersten Schritte zur Entsendung einer Gesandtschaft taten, wußten sie nicht, daß sie am Anfang eines langen, verworrenen Kampfes standen. Hin und her gezogen und gezerrt zwischen dem kaisertreuen Urner, Herrn Zwyer von Ewybach, der die kaiserlichen Interessen in der Schweiz vertrat, und Caumartin, Frankreichs Gesandten, der in Solothurn residierte, schwankte die Frage der Gesandtschaft durch zwei weitere Jahre auf und nieder.

Die Verstimmung unter den eidgenössischen Räten vertiefte sich derweil. Vorschläge, Intrigen, Entschlüsse, Widerruf und neue Vorschläge stemmten sich gegeneinander. Ein Ort nach dem andern wandte sich verärgert ab: man solle doch alles beim alten lassen, Besseres würde man nie erreichen, vielleicht aber auch die ungeschriebenen Gesetze noch verlieren. So stand Basel, sechs Jahre nachdem Florian Wächter in Speyer vor Gericht gegangen, wieder allein mit seinen Forderungen, kaum daß Bern und Zürich noch guten Willens waren.

Aber Wettstein ließ die Zügel nicht schleifen. Und wenn es ihn Ruhe, Gesundheit und Jahre seines Lebens kostete, er redete, er schrieb, er reiste und scheute keine Witterung und keine mangelhafte Unterkunft. Solange Basel nicht sicher war vor Uebergriffen des Reiches, gönnte er sich keine Ruhe.

Endlich, gegen Schluß des Jahres 1646, schälte sich aus dem Wust von Eifersucht, Widersprüchen, unvermuteter Gnade, Ehrgeiz und Zufall, dennoch ein Entschluß der evangelischen Orte heraus, sanktioniert von der Aufforderung Frankreichs und der Erlaubnis des Kaisers, einen Gesandten an den Friedenskongreß zu schicken. Wettstein, bis in das Mark ermüdet von dem langjährigen Kampf, raffte noch einmal alle Kraft zusammen, um die ganze Eidgenossenschaft zu gewinnen, denn eine Gesandtschaft, die von den katholischen Orten nicht unterstützt wurde, dünkte ihn gar keine Gesandtschaft. Im November begab er sich nach Zürich.

*

Mit Wettstein zugleich sollte Johann Jakob Ziegler von Schaffhausen her eintreffen, der ähnliche Schwierigkeiten für seine Stadt zu lösen hatte wie Wettstein.

Bürgermeister Ziegler hatte sich dem Freunde zuliebe vorerst nach Baden begeben, um mit ihm ein ungestörtes Wort wechseln zu können. Als er Johann Rudolf gegenüberstand, fühlte er sich schmerzlich betroffen von der Verwandlung, die seit der letzten Tagsatzung mit dem Freunde vor sich gegangen. Wettstein war gealtert; auch setzte ihm die Gicht schwer zu und in seinen Zügen hatten sich unter die Fältchen, die das Lächeln eingezeichnet, die bitteren Linien gemischt, die Enttäuschungen zu graben pflegen.

Ziegler schüttelte traurig und mißbilligend den Kopf, Johann Rudolf solle lieber in Baden bleiben und sich an den heißen Bädern gütlich tun, als einem aussichtslosen Unternehmen nachreiten.

«Ja, die heißen Bäder würden gut tun.» Unwillkürlich rieb Wettstein sein Knie.

«So bleibe! Du hast so gut ein Recht, an dich zu denken wie jeder von uns.»

Aber Johann Rudolf, der an diesem Vorabend der letzten entscheidenden Unterredung von Erregung durchbebt war wie ein Schlachtross vor dem Kampf, wehrte leidenschaftlich ab: «Nein, Ziegler, keiner von uns Führenden hat ein Recht, an sich zu denken, wir dürfen nicht „wir“ sein», er schlug an seine Brust, «denn nicht um unsern Erfolg geht es, nicht um unsern Namen und Ruhm. Wir sind nichts als das Instrument eines Höheren, der die Zukunft kennt.»

Und am folgenden Tag, als die beiden Männer nach Zürich ritten, warf Wettstein Ziegler nochmals das eine Wort «Zukunft» hin und meinte, es könne nicht schaden, wenn heute in Zürich die führenden Männer diesem Begriff ein wenig näher treten würden.

Das könnten sie aber nicht, war Zieglers gelassene Antwort, da die meisten unter ihnen eben ganz sie selber

wären und niemals den Ruhm des eigenen Namens vergrößern. «Dächten sie wie du, Wettstein, die schweizerische Gesandtschaft wäre schon längst von allen dreizehn Orten beglaubigt.» Und als Johann Rudolf schwieg und Ziegler sein Gesicht sah, das wie in Qual über dem Nacken des Pferdes hing, wußte er, durch welche Bresche das Alter in Johann Rudolf einbrach: die Uneinigheit unter den Eidgenossen fraß an Wettsteins Lebenskraft.

Mit lauter Stimme rief Ziegler ihm zu, als vermächten dadurch seine Worte bis tief in des Freundes Gemüt eindringen: «Die Luzerner werden bestimmt in Zürich sein und morgen wirst du als Abgesandter deine Kreditivbriefe in der Hand halten.»

«Ich oder ein anderer . . . nur gebe Gott, daß unsere Mission nicht auf einem Beine nach Westfalen hinken muß.»

In Zürich waren sämtliche Abgeordnete der evangelischen Stände vereinigt. Luzern aber, das im Namen der Katholiken sprechen sollte, hatte sich entschuldigen lassen und in seinem Absagebrief eingeflochten, der Wächtersche Fall werde die Großmächte kaum interessieren können. Was Basel darüber hinaus mit dem Reichskammergericht zu bereinigen hätte, solle es gestrot seinem emsigen Bürgermeister Wettstein übertragen.

Johann Rudolf konnte seine tiefe Enttäuschung über die eilige Abwehr der katholischen Orte kaum meistern. So weit klaffte die Eidgenossenschaft auseinander, daß gemeinsames Wirken eine Unmöglichkeit war?

Er kannte seine Landsleute in den Urkantonen von zahlreichen Reisen her. Er wußte, daß sie das Mark des Landes waren; ihn hatte die Verschiedenheit der Konfession nie gegen die ehrene Kraft der Ureidgenossen blind machen können. Er selber empfand sich den vollblütigen, schwyzer, erner, nidwaldener Herren- und Bauerngeschlechtern gegenüber als zugewandter Städter. Ja, er liebte und verehrte das zähe, hartarbeitende Volk der Berge und nun, nichts als Mißverstehen einer gemeinsamen Aufgabe? Die Absage der Stärksten unter den Eidgenossen schmerzte ihn bis an das innerste Herz.

Zwar wußte er, daß nur einzelne störrische Männer sich weigerten, Schweizerdinge in das große Geschrei des Friedensmarktes zu zerren. Herr Zwyer von Ewybach war ihm, Johann Rudolf, im Grunde günstig gesinnt, ebenso Ulrich Dulliker. «Wenn dieser Mann zum Schult heißen von Luzern gewählt worden wäre, gingen sämtliche katholischen Orte mit uns», sagte Wettstein zu Salomon Hirzel gewandt und bat ihn inständig, Ulrich Dulliker, der ja sein Freund sei, zum Handeln zu bewegen. «Herr Zwyer hilft uns als Vertreter des Kaisers auf seine Weise; ich habe Vertrauen, daß er nicht abseits stehen wird.»

Er wolle tun, was möglich sei, versprach der Zürcher Bürgermeister, inzwischen aber müsse die Mission von den Evangelischen allein ausgeführt werden.

Und in der Tat war ein Zurücktreten in elfter Stunde unmöglich. Frankreichs Gesandter am Friedenskongreß, Henri d'Orléans, Herzog von Longueville, der als Fürst von Neuchâtel seit Jahren dem schweizerischen Begehren ein freundliches Ohr lieh, wartete voll guten Willens auf die Abgesandten in Münster. Der Kaiser hatte, in seiner etwas verspäteten Gnade, die Prozesse, die Basel in Speyer anhängig hatte, bis auf weiteres suspendieren lassen. Nun durfte die Eidgenossenschaft die wenigen Trümfer, die sie besaß, nicht ungenutzt lassen.

Den in Zürich versammelten Herren schien die Absage der katholischen Stände übrigens nicht sonderlich Sorge zu bereiten. Ihr Obmann erklärte von Anbeginn, daß Wettstein die Mission übernehmen müsse, und die Versammlung stimmte einhellig bei. Johann Rudolf zeigte keine freudige Ueberraschung bei seiner Ernennung, er wußte ja seit langem, daß er die Suppe, die er eingebrockt, selber aussessen mußte. Während er die Glückwünsche der Versammlung einsilbig hinnahm, meinte er bei sich, die Herren redeten wie Männer, die über die Ersteigung eines schwierigen Berges debattieren, aber genau wissen, daß niemand je den Aufstieg von ihnen verlangen wird.

Nur noch eines schlug er bittern vor: ob er nicht, zum Schein wenigstens, im Namen der gesamten Eidgenossenschaft auftreten dürfe; vor dem ersten Erfolg würden die Bedenken der katholischen Stände hinfallen und sie dann sicherlich ihr verspätetes Einverständnis nachsenden. Aber davon wollte keiner der Herren etwas wissen, immerhin kam ein halboffizielles Schreiben, in dem ganz allgemein von den Interessen der Schweiz die Rede war, zustande. Im übrigen war man der Meinung, Wettstein solle lieber noch einmal nach Luzern reiten und sein Glück versuchen. Eine harte Zumutung an Johann Rudolfs Solz. Ziegler, den es wurmte, wie die Versammlung sich unverholen der Selbstverleugung Wettsteins bediente, sprach ärgerlich dagegen.

Johann Rudolf sah ihn dankbar an, und als habe die eine Stimme des Verstandes ihm allen Mut zurückgebracht, griff er die Anregung unerschrocken auf.

Nach zwei Tagen ritt Wettstein in Luzern ein, so fest in seiner Hoffnung auf einen guten Ausgang, daß ein Aufmerksamere dem Schritt des Pferdes, das den Bürgermeister trug, die frohe Zuversicht hätte anmerken können. Aber ebenso deutlich sprach Wettsteins verzweifelte Enttäuschung aus dem schleppenden Gang des Tieres, als es am anderen Morgen seinen Herrn aus Luzerns Toren hinausstrug.

Als Wettstein sich jedoch 2 Tage später den Mauern Basels näherte, trug er den Kopf hoch und seine Augen blitzten. Eine Hand hielt er nahe dem Oberarm zur Faust geballt, als trüge er eine unsichtbare Standarte. Sollte er allein kämpfen, nun gut, so kämpfte er allein. Er wollte das Gute, und das Gute trug seinen Lohn in sich. Johann Rudolfs Blick suchte wie in Anbetung die Türme des Münsters, als sei in ihnen die Wohnung der Freiheit, der großen, der heiligen Freiheit seines Volkes, der zu dienen er sich entschlossen hatte, die er in dem Wirrwarr politischer Zänkeren kaum zu nennen wagte, und die sein offener Sinn doch seit Jahren hinter all dem kleinen Geschehen spürte.

II.

In der letzten Nacht vor seiner Abreise saß Johann Rudolf an dem schweren Eichtisch seines Arbeitszimmers, den Kopf in der Versunkenheit des Schreibens tief vornübergeigt und bedeckte Bogen nach Bogen eines groben, körnigen Papiers mit seiner zierlich verschnörkelten Schrift. Das Licht zweier Wachskerzen durchschimmerte die gestraubte Locke dunkelblonden Haars über seiner breiten Stirn und überglänzte auch den Nacken, der sich elfenbeinern kahl und blank aus dem schwarzen Börtchen des Gewandes hervorbog, denn Wettstein hatte aus Bequemlichkeit sich seiner dickfältigen Halskrause entledigt. Die lag nun wie eine aufgerollte weiße Katze am Ende des Tisches zwischen Streuandbüchse, Tabaksbeutel, Siegeln, Schlüsseln, Gesangbüchern, Dienstvorschriften und anderem Zubehör seines Lebens.

Johann Rudolf steckte in der nachlässigen Hausbekleidung, die ihm zur Arbeit bequemer war; über einem abgetragenen, dunklen Wams trug er einen ärmellosen, gefütterten Mantel, der vor Jahrzehnten ein Staatsstück gewesen; die Füße waren von wolligen Filzschuhen bekleidet; trotzdem hatte er sie, um dem kalten Boden zu entgehen, auf den Querbalken unter dem Tisch gestützt . . . es war kühl im Zimmer. Johann Rudolf legte den Gänsekiel nieder und rieb die Hände aneinander: Diese viel zu großen Räume im Falkensteinhof waren nie recht zu durchwärmen; wenn er solche Kalamität vorausgesehen, hätte er der Stadt keine 200 Gulden für die Miete bezahlt!

Der Bürgermeister erhob sich, um nach dem offenen Feuer im Kamin zu sehen; behutsam legte er neue Scheite in die Glut. Als sie hellaufprasselnd die Dürstigkeit in die Ecken des Zimmers zurückdrängten, schaute er besorgt zu seiner Frau hinüber, die im Schnörkelschatten des mächtigen Kaminpfelers schlafend im Armstuhl lehnte.

Er trat einen Schritt näher. Den Kopf schief vorgestreckt; mit hängenden Armen, stand der Bürgermeister selbstvergessen da: nicht sehr erhaben, nicht sehr elegant, sondern ganz offenkundig von Sorgen und Ueberarbeitung gezeichnet. Als er sich seiner unbewussten Haltung bewußt wurde, reckte er den ganzen schlanken Körper auf und strich mit beiden Händen über die Augen, als vermöchte er so den Schlaf zu vertreiben, der ihn bedrängte. Johann Rudolf konnte nicht umhin, über sich selbst zu lächeln. Da stand er nun an der Schwelle eines neuen Lebensabschnittes, «der große Bürgermeister Wettstein», wie sie ihn heute im Rate genannt, und fühlte sich in dieser nächtlichen Stunde ganz und gar nicht groß . . . und Anna Maria? In dem Blick, der auf der schlafenden Frau ruhte, blitzte ein kleines, zärtlich skeptisches Licht auf; auch sie war ihrer äußeren Pracht entkleidet.

Sonst pflegte sie, von ihren weiten, steifen Kleidern umbauscht, stattdlich in diesem Sessel zu thronen, das blasse Gesicht streng über dem breiten Rand der Halskrause erhoben; nun lag das Antlitz im Schlummer zur Seite gesunken; der derbe Zug um den Mund hatte sich grämlich vertieft, das Häubchen saß auf einem Ohr und die hagere Gestalt, eng von einem langen Flauchrock umwickelt, lag, der gewohnten, würdevollen Fülle beraubt, unansehnlich in der Ecke des Stuhles . . . seine gute Anna Maria! Wie ein armes, geplagtes Bürgerweibchen sah sie aus. Ja, so war der Schlaf, er riß die falsche Tagespracht herunter.

Immerhin mochte es gut sein, dachte Wettstein, daß er in dieser letzten Stunde der Besinnung sich selber und sein Weib in ihrer ganzen Kleinheit sah. Bei Tagesgrauen war er verpflichtet, wieder der Herr Gesandte zu sein und Anna Maria, die tapfere Frau, die dem Vaterland das Opfer einer großen Trennung bringt. Noch wenige Stunden, Anna Maria, und das Schiff stößt ab, das deinen Tyrannen mit schwerer Mission beladen in die Welt hinausführt . . . zu Ruhm, zu Mißerfolg, wer kann es wissen, und du wirst allein Herrin im Hause sein, wie du es so oft erstrebt.

Er seufzte schwer auf, beugte sich näher über die schlafende Frau und sah sie in aufwallender Angst an: wann sehe ich dich wieder, und wie? Unter seinen forschenden Blicken stockte der tiefe, regelmäßige Atem; es wurde plötzlich totstill im Raum, da wandte Johann Rudolf sich schnell ab, als sei es Verrat oder bedeute gar ein böses Omen, wenn er seine Frau in ihrem wehrlosen Schlaf beobachte.

Vom Münster erklangen die vier eiligen, klirrenden Schläge der vollen Stunde. Wie gut er sie kannte, die so oft in schlaflosen Nächten, beängstigt wie plötzlicher

(Fortsetzung Seite 1032)

Alarm, auf sein Herz eingehämmert hatten. Zum Glück folgten dann tröstend die langsamen, warmen Schläge der Stundenzahl. Bei ihrem Ton aber war Johann Rudolf geneigt zu glauben, Gott selber läute sie in das Dunkel hinein, seinen armen Geschöpfen, deren Sorgen stärker waren als der Schlaf, seine Allgegenwart zu bezeugen. Ein . . . zwei . . . drei . . . zählte Johann Rudolf und begab sich an den Tisch zurück. Müde ließ er sich in den Sessel fallen, griff zur Feder und überlas, was er zur Sicherung von Frau und Kindern für die Zeit seines Fernseins und allfälligen Todes aufgezeichnet hatte.

Er hätte noch mehr sagen, noch umsichtiger handeln können, aber es fehlte an der Zeit. Unwillkürlich tastete er nach einem Stoß Briefe, die morgen versandt werden sollten, aber dann putzte er eilfertig beide Lichter, so, als schäme er sich, ständig seiner Familie um der politischen Dinge wegen abtrünnig zu werden. Noch ein letztes Mal füllte er den Federkübel und schrieb, das Antlitz in gewissenhafte Falten gelegt, mit fester Hand unter die Reihe seiner Verfügungen: Johann Rudolf Wettstein, Bürgermeister der Stadt Basel. Den 4. Dezember 1646.

Danach lehnte er sich in Sessel zurück, ohne den Blick von dem geschriebenen Datum zu lösen — 1646; nun war bald auch dieses Kriegsjahr beendet, würde das kommende endlich den Frieden bringen? Aber wie denn? Noch standen Schweden und Franzosen kämpfend in Bayern und Böhmen. Der Krieg schwang wie ein gewaltiger Pendel über dem deutschen Reich; wer hatte die Macht, ihn anzuhalten?

Wettsteins ältere Kinder, die selber schon Familien gegründet, kannten den Frieden nicht . . . Kampf und wieder Kampf seit bald dreißig Jahren . . . sucht denn die Menschheit den Krieg? Wird es ewig so bleiben: Volk gegen Volk und Mensch gegen Mensch?

Auch in Wettsteins eigenem Leben hatte es nicht an Krieg gefehlt. Johann Rudolf lachte leise vor sich hin und strich wie in Verlegenheit die Haare über der Stirne glatt. An frühere Zeiten wollte er gar nicht denken, ihm war noch von dem Tage heiß, an dem Anna Maria seine Mission nach Westfalen erfahrene. Abenteurerlust, Untreue, Hang zum Lotterleben hatte sie ihm vorgeworfen, krankhaften Ehrgeiz und Eitelkeit . . . endlich hatte sie gar alte Geschichten hervorgezogen.

Johann Rudolf bewegte unbehaglich die Schultern, nun ja, vor mehr als dreißig Jahren war er seiner Frau davongelaufen in venezianische Dienste, aber warum hatte auch sie, ein reifes Mädchen, ihn, den siebzehnjährigen Jüngling geheiratet, nein, nicht geheiratet, ihn erworben, um ihn sich dienstbar zu machen! Aber er hatte sie nach seiner Rückkunft gelehrt, in ihm den Herren zu achten. Bei dieser Erinnerung angelangt, wollte Johann Rudolf in selbstvergessenem Stolz mit dem Mittelfinger auf die Tischkante klopfen, aber Humor und Gerechtigkeit hielten seinen Finger in der Schwebe . . . er räusperte sich, rechte den Hals und lockerte das Kragenbündchen . . . möchte ihm die Regelung seiner auswärtigen Geschäfte durchgreifender gelingen, als die Bekämpfung seiner eigenswilligen Frau.

Arme, gute Anna Maria, dachte Wettstein versöhnlich, drehte sich im Stuhle um und sah wieder zu ihr hinüber. Nie hast du gewagt, mehr als ein Auge zur Zeit zu schließen. Immer hast du gezittert, das Alter könnte dich von meiner Seite drängen, und weiß der Himmel, als du die Vierzig überschritten, und ich kaum die Dreißig, habe ich Kämpfe bestanden, von denen deine Seele nie gehat, aber du warst in aller Härte ein ehrlicher Kamerad, deshalb machte ich mir die Arbeit zur Trüsterin . . . und jetzt, Anna Maria, kannst du mich ruhig ziehen lassen; Mühen und Widrigkeiten haben meinen zweiundfünfzig Jahren gute zehn Jahre zugezsetzt; du bist mir nicht mehr voraus.

Der Bürgermeister stand auf, ordnete seine Papiere und beschwerte sie; dann ging er gähnend mit steifen Beinen zur Feuerstelle, zog die brennenden Scheiter auseinander und trat neben die schlafende Frau. Er schüttelte sie leise an der Schulter.

«Anna Maria, du hast es nicht bequem in deinem Stuhl; komm, drei kleine Stunden können wir noch schlafen.»

Die Frau war ärgerlich aufgefahren, aber als sie Johann Rudolfs Arm um ihre Schultern fühlte, verschluckte sie Verlegen und gerührt die gezeigten Worte, die hervorgewollt und ließ sich in das anstoßende Zimmer führen.

Schwer von Nebeln dämmerte der frühe Dezembermorgen herauf; zwar erschien die Sonne zuweilen wie ein matter Zintteller hinter den Wolken, hatte aber keine Kraft, die Schleier zu zerreissen. Weißer Reif lag auf der Mauer am Rhein und auch die Treppe, die zum Fluß hinunterführte, bedeckte ein silberdurchwirkter Teppich.

Johann Rudolf stand an der Schiffllände; an seinem Arm lehnte Anna Maria. Er war ganz gesammelte Aufmerksamkeit, denn vor seinen Augen wurde der Rheinkahn beladen, der ihn und seine Begleitung auf die Gensandtschaftsfahrt bis Köln bringen sollte. Anna Maria, von dem bevorstehenden Abschied so weich gestimmt, wie es ihrer herben Natur möglich war, sprach mancherlei von der Hand des Herrn, unter der Johann Rudolf reisen sollte; aber wie es in erhebenden Momenten häufig geht, die Miterlebenden haben alle Zeit zu großen Gedanken und Aussprüchen, während der handelnde Mittelpunkt

sich mit den kleinen boshafte Widerständen der Wirklichkeit umherschlagen muß.

So sagte endlich Johann Rudolf leicht irritiert: «Laß gut sein, Anna Maria; ich wollte, der liebe Gott würde mir helfen, all dieses Gepäck unterzubringen! Schwager Falkner hätte weniger Hausrat auf mein Schiff bringen sollen, er hat es gar zu gut gemeint. Hans, jetzt hab ich die Truhe mit Eßgeräten dennoch mitgegeben? Heraus damit!»

«Sie soll doch Euer Sitz sein.»

«Wir haben genügend andere Sitze.»
«Und die Teller und Messer und Becher, Vater?» — Wettsteins Tochter, der die Sorge für das Besteck obgelegen, war den Tränen nahe.

«Das Dringendste trägt jeder bei sich. Schau, Leneli, die Reise soll keine Lustfahrt sein. Also Hans, heraus mit der Truhe.»

Anna Maria schaute der angefeindeten Truhe nach, dabei entdeckte sie ihren Sohn, der an der Türe des hölzernen Schutzhäuschens, das sich auf dem flachen Rheinkahn wie ein entführtes Rebhäuschen ausnahm, eine Stallaterne befestigte.

«Fritz, du darfst nicht helfen», rief sie hinunter, «du wirst deinen neuen Anzug zerreissen.»

«Nur Ruhe, Anna Maria. Fritz wird noch manchmal helfen müssen.»

«Mir ist Angst um ihn», flüsterte die Frau. Ein fünfzehnjähriger Bub unter den verdorbenen Welschen mit ihrem Weibetroß, — für Anna Maria waren alle Ausländer ‚Welsche‘ — »hüte mir den Bub, Hans Rudolf!«
«Aber Anneli, einmal muß er in das Leben hinaus. Du hast ihn nicht umsonst so vortrefflich erzogen; er wird sich nicht umwerfen lassen.»

«Ihm haftet noch die ganze, vertrauensselige Reinheit des Kindes an.»

«So soll er jetzt beweisen, daß sie stark genug ist, sich in Mannesstand umzuwandeln.» Sie sahen beide zu Fritz hinunter, der hoch und schlank wie ein junger Baum auf dem Verdeck stand und mit knabenhafter Freude das Werk seiner Geschicklichkeit betrachtete. Johann Rudolf sagte bei sich: er ist mein Lieblingskind und Anna Maria mochte ähnliches empfinden. Ein trocknes Schludzen entfuhr ihr.

«Bring' ihn mir unversehrt an Leib und Seele wieder, Hans Rudolf.»

Der Bürgermeister drückte stumm ihren Arm. «Anneli, gehe zu deiner Schwägerin in das Haus, du erkältest dich hier; die anderen Frauen sind alle dort versammelt.» Er nickte rückwärts gegen den Rheinsprung, zu dessen letztes Gebäude, das Haus zur »hohen Sonnenfros« seinem Schwager gehörte. Dabei entdeckte er einen Grund zu ärgerlichem Einschnurren.

«Zum Donnerwetter, Giggishans», rief er laut aus und eilte die Schiffllände entlang, »was für Polsterstutze schaffst du da hinunter, wer hat dir denn den Unfug angegeben?»

«Unser junger Herr Burckhardt bringt soeben Bericht, zwei Klosterfrauen würden unter unserm Schutze nach Straßburg fahren.»

«Ruedi», rief Wettstein zu seinem jungen Neffen hinüber, der die Papiere der Besatzung kontrollierte, »was hat's mit der Weiberbegleitung auf sich?»

«Steckt ein», sagte Ruedi Burckhardt, wandte sich seinem Onkel und Vorgesetzten zu und überbrachte ihm die Bitte der Aebtissin, zwei ihrer Damen sich bis Straßburg zu geleiten.

Im Sprechen sah er sich suchend um, ob seine Vielgeliebte nicht zum Abschied erschienen sei. Sie war gekommen. Küngold Brand stand am Arme ihres Vaters auf der Höhe der Stiege, die zur Schiffllände hinunterführte. Ein verstohlener Gruß, und der junge Mann wandte sich wieder seiner Aufgabe zu.

Wettstein stieß einen ungeduldigen Seufzer aus. «Ruedi, schau, daß die Vorbereitungen zu Ende gehen. Weiß Gott, den Rheinsprung hinunter kommt schon der Magistrat und auch unsere beiden Familien wandeln vollzählig daher. Ich wollte, wir hätten den Abschied überwunden! Bis heute Abend müssen wir in Breisach sein.»

«Wenn das Kriegsvolk euch nicht vorher zur Umkehr zwingt», lachte Freund Rippel, der schon eine Weile beobachtend in der Nähe gestanden.

«Wir werden andere Schwierigkeiten zu bestehen haben, als alle Meile eine Handvoll frecher Soldaten.» Johann Rudolf klopfte seinem Freund auf die Schulter. «Decke mir den Rücken, wenn ich draußen bin, ich sehe Komplikationen voraus, und du weißt ja, der Abwesende hat immer Unrecht . . . so, und jetzt bitte ich dich, gehe und begrüße den Magistrat; ich komme sogleich.»

Johann Rudolf hatte Mühe durch diese Abfahrtsstunde seine Gemütsruhe zu bewahren; ihm tat der Abschied von seiner Frau und den erwachsenen Kindern weh, desto mehr bemühte er sich, ihn abzukürzen. Wenn ihn nur erst der Rhein stromab führte.

An den Rand der Schiffllände tretend, rief er seinen Diener Hans an, der unter ihm gebückt in dem langen, flachen Boot stand. Als der Mann aufsaß, beugte der Bürgermeister sich nieder und flüsterte seinem alten Spießgesellen zu: «Wenn wir alle an Bord sind und die schönen Worte und Tränen gar nicht enden wollen, dann wartest du nicht lange auf Befehl, sondern stößt ab, verstanden.»

«Verstanden.» Giggishans schmunzelte in seinen breiten Bart.

Eine halbe Stunde später. Auf der Schiffllände schluchzen die Frauen, von der Brücke schreit und winkt das Volk, die Abordnung des Magistrates hält eine auf und abswellende Rede. Dabei wurde, wie es damals Sitte war, die Vorsehung vielfach herangezogen, ja, die Anrufung von Tugend und Ehrbarkeit versprach trotz der Morgenkälte noch lange zu währen.

Wettstein steht in gefaßter Würde im Kreise der Delegation, den Kopf nach oben gerichtet, daß sein breiter, eckiger Bart schief aufwärts weht. Vom Schiff aus kann er das Münster sehen; seine Türme glühen wie Kupfer, denn der Nebel ist langsam, einem schweren Vorhang gleich, in die Höhe gerollt, das Wasser um ihn her glänzt wie flüssiges Gold, aber nur als Rahmen zu dem Bild am Ufer erfährt er die Schönheit dieses Wintermorgens. Und dann weichen vor Johann Rudolfs Augen plötzlich die Zurückbleibenden zur Seite, die Häuser schweben davon, ein Schrei von Anna Marias Mund, grüßende Hände, das Stadtbild schwankt vor den Reisenden auf und nieder, schon hallen die Stimmen schwach aus der Entfernung.

Eine Weile noch grüßt Johann Rudolf, dann verschwimmen die Zurückbleibenden zu einem bunten Band an der Uferlinie und er begibt sich, noch einmal über die Schultern schauend, in das Bootshäuschen, das nur für gute zwei Wochen seine Wohnung sein soll.

Da saßen sie nun alle eng beieinander: die beiden Klosterfrauen, Wettstein, Rudolf Burckhardt, sein »Amanuensis« für die Verhandlungen in Münster und Osnabrück, Fritz, Giggishans, der Getreue, und Korporal Hans Horn, der schwarz-weiße Weibel der Stadt Basel.

Eine Weile blieb es still, jeder hing in Gedanken dem Abschied nach, aber dann begannen die Klosterfrauen miteinander zu wispeln, sie hätten gehört, daß Boote häufig vom Ufer aus angegriffen würden, Giggishans mischte sich in zischendem Flüsterton in ihr Gespräch und, von Korporal Hans und Fritz unterstützt, entwarf er ein Gemälde schlimmster Kriegsgreuel, das ihre sichere Zukunft darstellte.

Johann Rudolf und sein Neffe hörten nicht hin, sie saßen in Gedanken versunken. Ruedi Burckhardt in freundlicher Versonnenheit, Wettstein sichtlich irritiert. Die linke Augenbraue zuckte hinauf und hinunter, ein sicheres Zeichen verhaltenen Leidens. Denn kaum, daß Ruhe um ihn herrschte, umwanderten, umspannten, durchdrangen seine Gedanken die Mission, die mit ihren hundertfältigen Schwierigkeiten wie eine Stachelkugel in seiner Hand lag. Die eine oder andere Spitze hatte er herauszubringen vermoht, aber immer blieben noch genügend Dornen zurück, die ihm die Haut zerrissen, daß er sie nur in äußerster Vorsicht, tastend und immer die Wunden verleugnend, hin und her zu wenden, zu säubern und zu polieren vermohte . . . Der schlimmste Stachel war das halbe Kreditivschreiben, wie sollte er denn, so mangelhaft aus der Heimat unterstützt, die Kraft haben, sich für das Recht einer kleinen Stadt Gehör zu verschaffen, inmitten eines Heeres von Diplomaten, die Länder vertauschten, Grenzen verlegten, Völker verschachteten und ihnen Glauben, Sprache und Regierung zudiktieren, je nachdem wie es den Kronen am einträglichsten erschien?

Ruedi Burckhardt, der schon seit einer Weile die Gedanken seines Onkels zu erraten meinte, sagte endlich: «Die Herren werden uns bestimmt ein gemeineidgenössisches Favorschreiben nachsenden.»

Wettstein zuckte zweifelnd die Achseln, da täte aber Eile not, denn für die Fastnachtssküchli gedachte er wieder daheim zu sein. Der junge Burckhardt wollte noch einmal Bedenken äußern, aber Wettstein schnitt ihm das Wort ab, er solle keine Wolken sammeln, sie hätten nicht ein Gran Kräfte übrig als Fraß für nutzlose Sorgen.

III.

Endlos und öde schlängelt sich die Straße durch das verheerte entvölkerte Land, einen zittrigen, grauen Strich in die weiße Ebene zeichnend. Vor dem bleiern Horizont stehen die abgehackten Bäume wie leere Galgen und den Gerippen verkohlter Dörfer hat die Schneeschmelze das verhüllende Bartuch geraubt.

Es ist ein Totenland, durch das Johann Rudolf mit den Seinen dahinzieht; am Morgen ist er von Wesel aufgebrochen, wo sie ihr Boot verlassen hatten. Schwer von naßkalten Wolken hängt der Winterhimmel über den Reisenden, die verschlammte Straße, nur dünn überfroren, ist den Pferden ein brüchiges Pflaster.

In einem Bauernkarren sitzen Fritz und Giggishans auf den Truhen und Koffern, die der Bürgermeister mit sich führt. Die nasse Kälte dringt durch Wolle und Pelz; so haben sie die stinkenden Pferdedecken des Fuhrmanns über sich gezogen und die Beine tief in das Stroh vergraben. Fritz hatte versucht mit dem hageren Kutscher zu sprechen, dessen junges Gesicht erschreckend von dem schlohweißen Haar absticht. Augen liegen in den tiefen Höhlen dieses Antlitzes, die nichts Gegenwärtiges zu sehen scheinen und Fritz' unbeschwerter Herz in Grauen schlagen machen, aber er ist ein Menschenkind, das nicht schweigen kann, wo sein Mitgefühl geweckt wird. Der Fuhrmann jedoch versteht die Schweizer Sprache nicht, so ist Fritz schließlich verstummt und, an den feuchten Plan gelehnt, eingeschlafen. (Fortsetzung folgt)

Auch die drei



interessieren sich für

Splendid-Habana



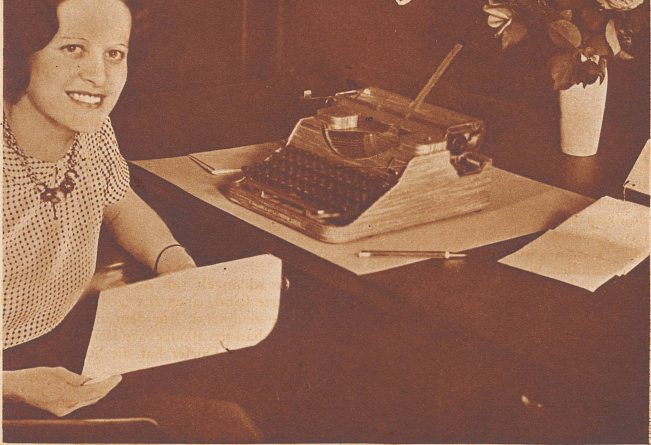
Marke Negerkopf im Dreieck

DER BEVORZUGTE
HABANA-STUMPEN
PREIS FR. 1.-

HEDIGER SÖHNE, CIGARRENFABRIK, REINACH



Ich bin glücklich



Die Hermes 2000 bringt mir Ordnung und Zeitgewinn. Mich plagen keine rückständigen Briefe, und von allem, was ich schreibe, besitze ich saubere Kopien. Der leise Gang der Hermes 2000 ermöglicht die Arbeit zu jeder Nachtstunde. Ich könnte dieses Wunderwerk schweizerischer Feinmechanik nicht mehr missen.
Bureau-Modelle von Fr. 650.— an.



Verlangen Sie noch heute den neuen Luxus-Prospekt durch die Generalvertretung für die deutsche Schweiz:

August Baggenstos
Haus «Du Pont» **Zürich** Telefon 56.694



Was ist **Togal**

Togal ist ein rasch u. sicher wirkendes Mittel bei

- | | |
|--------------------------|-------------|
| Rheuma | Hexenschuß |
| Gicht | Erkältungs- |
| Ischias | Krankheiten |
| Nerven- u. Kopfschmerzen | |

6000 Aerzte-Gutachten,

unter denen sich solche von bedeutenden Professoren befinden, dokumentieren die Güte des Togal.

Wo andere Mittel versagten und selbst bei langjährigen Leiden wurden mit Togal oft überraschende Erfolge erzielt. Togal löst die schädlichen Bestandteile im Blut und führt eine baldige Linderung und vollständige Genesung herbei. Keine schädlichen Nebenwirkungen! Tausende, die von Schmerzen geplagt wurden, gelangten durch Togal wieder in den Genuß ihrer Gesundheit!

Machen Sie noch heute einen Versuch! Kaufen Sie aber nur Togal. Sie könnten sonst eine Enttäuschung erleben, Zeit, Geld und Lebensfreude verlieren und würden schließlich doch auf Togal zurückkommen.

Preis Fr. 1.60

für eine 1/3 Packung * 1 große (1/1) Packung = Fr. 4.—
Ersparnis beim Kauf einer großen Packung Fr. —.80.



Schädigen Sie sich nicht durch minderwertige Mittel, für die Gesundheit ist das Beste gerade gut genug!

In allen Apotheken.